Christian von Kamp

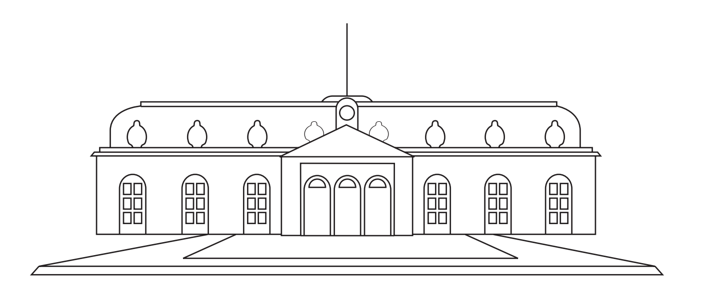
Tod & Rückkehr

Roman

CHRISTIAN VON KAMP

TOD
&
RÜCKKEHR

ROMAN



Für die eBook-Gestaltung danke ich
ganz herzlich Herrn Matthias Klemm!



http://www.ebook-bibliothek.org

Düsseldorf 2005

http://www.christian-von-kamp.de



Für Matthias Klemm und Maoi Milalis

„Und dann, wenn wir nach und nach die Erde verlassen, werden wir uns wiedersehen, oben, in unserer Heimat.“

1. Kontakt

Weshalb nur war das im Urlaub geschehen? Ausgerechnet im Urlaub?

Reinhold drehte den Zündschlüssel um, und sofort sprang der Motor an.

Er wunderte sich darüber, denn normalerweise mußte er es bei der alten Kiste mehrmals versuchen, besonders bei solch feuchtem Wetter, wie es jetzt herrschte. Regen, nichts als Regen, seit drei Tagen.

Und dann wunderte er sich, daß er verärgert dieses „ausgerechnet im Urlaub“ gedacht hatte. Das war doch jetzt gänzlich unwichtig. Anna, seine Freundin, lag auf der Intensivstation des Krankenhauses, hier in F.; Hauptsache, sie wurde gerettet! Was spielte es da für eine Rolle, noch einige Minuten bis zum Hotel fahren zu müssen? Zu Hause, da wohnten sie unmittelbar neben der städtischen Klinik. Wäre es dort geschehen, so hätte er zu Fuß nur drei Minuten gebraucht, um bei Anna zu sein.

Reinhold lächelte über diese seine belanglosen Gedanken. Doch sofort fiel er wieder in seine düstere Stimmung zurück, die ihn schon seit Stunden erfüllte.

Was für ein Tag war das gewesen. Alles kam so gänzlich unerwartet für ihn, niemals hätte er damit gerechnet. Wie nur hatte er so wenig aufmerksam sein können? Wäre es ihm klarer gewesen, was in Anna vorging, er hätte mehr auf sie geachtet, hätte geschickter argumentiert, um sie zu überzeugen.

Jetzt, am Abend, war in dieser Provinzstadt kaum ein Fahrzeug unterwegs. Keine drei Minuten, und er hatte die Stadtgrenze erreicht.

Eine Weile sah er nur Felder neben der Straße, anschließend führte sie durch den Wald. Da erblickte er auch schon den Rastplatz. Wie unter Zwang hielt er an, obwohl er den Ort am liebsten schnell hinter sich gelassen hätte. Hier war es geschehen. Zum Glück hatte der LKW-Fahrer mit seinem Handy sofort die Polizei erreicht, und nach wenigen Minuten war der Krankenwagen gekommen.

Im Hotelzimmer hatte es angefangen, heute morgen. Nein, eigentlich schon gestern abend, als sie den Tag an der Bar ausklingen ließen. Sofern man diese Räumlichkeit in dem Landhotel als Bar bezeichnen durfte. Da hatte Anna es ihm gesagt, und er hatte „nein“ geantwortet. Nein, er wollte jetzt kein Kind mit ihr. Nicht jetzt, solange sie beide jung waren und ihr Leben genießen konnten. Sein Argument fand er überzeugend: Er wollte ja nicht alleine für sich genießen, sondern mit Anna zusammen; das war seine Liebe zu ihr. Er wollte Reisen mit ihr unternehmen, Reisen durch die ganze Welt, er wollte mit ihr gemeinsam viel erleben, wollte, daß sie beide sich freuten, ehe sie in ein gesetzteres Alter kämen. Dann, ja dann konnte man über ein Kind nachdenken. Schon vor Monaten hatte er ihr diese Vision eines erfüllten Lebens darzulegen versucht, eines Lebens voller Liebe und Abenteuer und Glück, und damals hatte er den Eindruck gehabt, sie stimmte mit ihm überein. Obwohl — um ehrlich zu sein — eine gewisse Zurückhaltung ihm damals schon halb zu Bewußtsein gekommen war, aber er hatte dies schnell verdrängt. — Gelegentlich hatte Anna auch, was ihm erst jetzt so richtig klar wurde, angedeutet, sie liebe Kinder. Vielleicht hatte er nicht weiter darüber nachgedacht, weil er sich ihrer beider Liebe sehr sicher war, so daß es für ihn ausgeschlossen schien, jemand — etwa ein Kind — könne sich dazwischen drängen.

Reinhold wurde sich wieder bewußt, wo er sich jetzt befand. Sein Blick fiel auf die Straße — da schimmerten im Scheinwerferlicht noch Scherben. Nur weg von hier, von dieser Unglücksstelle.

Würde er gleich noch in die Bar gehen und sich den Kopf zusaufen? Gestern hatten sie nur wenig dort getrunken. Beide waren sie doch in so guter Laune gewesen — ehe sie es ihm sagte. Sie hatte es auch erst seit zwei Tagen gewußt. Ihm war die Kinnlade heruntergefallen, die Stimmung war sofort im Eimer gewesen. „Du mußt es wegmachen lassen", hatte er zu ihr gesagt, und sie hatte ihn entsetzt angeschaut, als sei er — ein Ungeheuer. „Aber wir lieben uns doch", hatte sie gestottert. „Eben, gerade deshalb", war seine lapidare Antwort gewesen.

Bald darauf waren sie zu Bett gegangen. Die Nacht über war er mehrmals aufgewacht, sie weinte leise vor sich hin. Aber er wollte sie jetzt nicht trösten. Sie würde es schon überwinden, und, wer weiß, ihm vielleicht eines Tages dankbar dafür sein, wenn sie dann einsähe, um wieviel mehr sie ohne ein Kind vom Leben hätten. Eine Liebe zu zweit — konnte es denn eine innigere Verbundenheit geben?

Beim Frühstück hatten sie kaum miteinander gesprochen. Eine düstere Mißstimmung hatte geherrscht. Dann hatte er vorgeschlagen, in die Kreisstadt F. zu fahren und das Schloß zu besichtigen. Anna hatte genickt, und so machten sie sich auf den Weg. Unterwegs sprach sie das Thema noch einmal an, da geriet er in Zorn. Sie stritten miteinander, da hielt er an diesem Rastplatz an und sagte ihr mit vibrierender Stimme: „Es ist aus mit uns." Er wollte sie doch nur erschrecken, nichts weiter, um sie auf diese Weise zurückzugewinnen, für sich alleine, für sie beide alleine. Kurz darauf, so dachte er, schließe ich sie einfach in die Arme, wir versöhnen uns wieder, und unsere Liebe wächst daran. Und sie wird von ihrer fixen Idee mit dem Kind lassen.

Anna jedenfalls hatte es entsetzlich getroffen. Sie stieg aus dem Wagen und ging einfach drauf los, ohne Richtung und Ziel, wie eine Betrunkene. Dabei blickte sie nur zu Boden. Er folgte ihr, wollte sie festhalten. Sie wankte auf die Straße. In diesem Moment bog der LKW um die Ecke.

„Sieht nach einem Schädelbasisbruch aus“, sagte der Sanitäter zu Reinhold, bevor der Rettungswagen losfuhr. Er folgte ihnen.

Viele Stunden lang saß er im Gang des Krankenhaues und wartete ungeduldig auf die Auskunft der Ärzte. Die Operation dauerte eine Unendlichkeit. Erst spät am Nachmittag durfte er Anna kurz auf der Intensivstation sehen, sich auf einen Stuhl neben ihr Bett setzen. Da lag sie nackt, teilweise bedeckt mit einem Laken. Der Gipsverband um den Kopf ließ nur Augen, Nase und Mund frei, und diese waren auch noch halb verborgen durch eine Atemmaske. Ob sie künstlich beatmet wurde oder einfach nur zusätzlichen Sauerstoff erhielt, wußte er nicht. Ihr Atem ging gleichmäßig, sie schien zu schlafen.

Nach fünf Minuten mußte er die Station verlassen. Die Ärzte teilten ihm mit, ihr Zustand sei weiterhin kritisch. Man schickte ihn zurück ins Hotel. Am folgenden Tag solle er wiederkommen, im Moment könne er eh nicht helfen.

Die ganze Zeit über machte er sich die größten Vorwürfe. Was nur hatte er da angerichtet? Er liebte sie doch, er wollte doch nur ihr Bestes! Und er konnte nicht ohne sie leben. Das war ihm, in dieser Situation, schlagartig bewußt geworden. Er liebt sie — und trieb sie durch die Äußerung von der Trennung in den Tod! Er, ja er selbst, war schuld an diesem Unfall. Oder war es … war es nicht nur ein Unfall gewesen? Hatte sie den Wagen kommen gehört und war deshalb auf die Straße gegangen? Nein, Unsinn, das konnte er sich nicht vorstellen. Oder sollte es etwa doch …?

Diese Gedanken, die ihm fortwährend durch den Kopf gegangen waren, stiegen auch jetzt während der Fahrt in ihm auf. Was würde nur aus Anna werden? Würde sie wieder gesund? Ohne Schäden zurückzubehalten? Ja, er würde bei ihr bleiben, auch wenn sie nie mehr ganz die Alte sein würde. Er hatte sich vor Stunden wie ein Schwein benommen, das wollte er nicht mehr wiederholen.

Der Regen wurde immer schlimmer, er schlug gegen die Windschutzscheibe, man sah kaum die Straße. Reinhold fühlte sich angestrengt, die Erschöpfung brach durch. So beschleunigte er, um möglichst bald ins Bett zu kommen.

Vor seinem inneren Auge wiederholte sich die schreckliche Szene. Anna war geradewegs in den LKW hineingelaufen. Mehrere Meter flog sie durch die Luft. Ein Wunder, daß sie nur Kopfverletzungen davontrug und andere Organe nicht verletzt wurden. Nicht einmal ein Arm- oder Beinbruch.

In diesem Moment, als er das dachte, fühlte er ein Kribbeln in seinem Bauch. Und jetzt sah er, daß er geradewegs auf einen Baum zufuhr. „Ganz schön breiter Stamm, sicher eine Eiche", dachte er und nahm diesen seinen Gedanken mit Verwunderung zur Kenntnis. Auf einmal lief vor seinen Augen alles in Zeitlupe ab. Der Wagen rollte langsam auf den Baum zu — oder bewegte dieser sich umgekehrt in seine Richtung? Zum Ausweichen blieb keine Zeit. Ohne Angst, ohne Panik konstatierte er diesen Sachverhalt. Er dachte sogar, heiter und gelassen: „Wie es kommt, ist es richtig."

Den Aufprall spürte er nicht.

„Willkommen, Reinhold", hörte er auf einmal eine ihm bekannte und vertraute Stimme. „Willkommen bei uns."

Wo befand er sich? War da nicht eben diese Eiche vor ihm gewesen?

2. Wärme

„Öffne deine Augen, und sieh."

Die Stimme hatte er schon bei den ersten Worten erkannt. Sie gehörte seiner Großmutter Katharina, seiner geliebten Großmutter, die vor drei Jahren gestorben war. Vor ihrem Tod hatten mehrere Schlaganfälle sie gelähmt, und einige Wochen lang hatte sie schwer leiden müssen. Seltsamerweise hatte er keine große Trauer empfunden. Irgendwie hatte sich — vollkommen irrational — in ihm die Überzeugung festgesetzt, ihr ginge es jetzt prächtig.

Dabei war er durchaus kein religiöser Mensch, der an ein Leben nach dem Tod glaubte, oder vielmehr: Er hatte niemals großartig Überlegungen darüber angestellt, sondern sich mehr dem Diesseits und seinen Freuden und Genüssen zugewandt. Das Leben lieben, solange es geht. Und natürlich auch die Liebe lieben, Freundschaft und Gemeinschaft. Dies war ihm, der sich seine Gedanken machte, durchaus auch eigene und eigenwillige, schon früh klar geworden: Plumper Egoismus, der nur alles für sich will und nur an sich selbst denkt, kann gar nicht zum Glück führen. Glück ist auf Dauer nur möglich durch die Einbeziehung anderer Menschen. Reinhold nannte es einen „subtilen Egoismus": einer, der so intelligent ist, auch die Freuden aus der Grenzüberschreitung, der Gemeinschaft mit anderen zu genießen.

„Öffne deine Augen."

Reinhold öffnete sie — und er sah, daß er schwebte, zwischen den Baumkronen. Unter sich — ja, da erblickte er ein Auto, das gegen einen Baum gefahren war. Schrecklich zusammengequetscht. Das war sein Wagen, erkannte er, seine alte Kiste. Wie

kam er aber hier oben hin? War er tot? War das der Zustand des Todes? Und — wer oder was befand sich in dem Wagen? Kaum hatte er sich diese Frage gestellt, fand er sich direkt neben dem Fahrzeug wieder, und durch das zersplitterte Glas der Tür sah er — sich. Sich selbst, eingeklemmt in dem Auto.

Wenn er selbst aber doch blutüberströmt hinter dem Lenkrad steckte, wer war dann er, der Beobachter? War der Wageninsasse sein entseelter Körper, und er selbst die Seele, oder der Geist? Er, der Schwebende, blickte an sich selbst herab, an dem, was ihn nun als „Geist“ ausmachte. Nein, er war nicht körperlos, er sah aus wie zuvor, im Wagen, trug die gleiche Kleidung wie vorher auch, aber er leuchtete, er schien — aus Licht zu bestehen.

Wieder schaute er zu dem anscheinend toten Körper hin. War es schade um den? Nein, in seinem jetzigen Zustand fühlte er sich viel besser als vorher, vor dem Unfall. „Der da“ war ihm fast gleichgültig. Es ging ihm selbst, der ja lebte, gut, so gut wie niemals zuvor. Er fühlte sich leicht und frei. Alles Schwere und Dumpfe und Schmerzhafte war verschwunden. Seine Arthritis im Kniegelenk — er spürte sie nicht mehr.

„Willst du nicht deine Großmutter Katharina begrüßen?“

Die Stimme klang hell hinter ihm. Oder war es in ihm? Er wußte: Keine materiellen Schallwellen hatte er gehört, sondern es war, als hätten sich ihm Gedanken mitgeteilt, ganz klar und unmißverständlich. Sofort sah er sie, seine geliebte Großmutter, die ihn schon als kleinen Jungen auf den Schoß genommen und ihm Märchen und Geschichten erzählt hatte. Sie schwebte neben ihm, und plötzlich war er ihr zugewandt. Sie trug ihr Lieblingskleid, das sie seit undenklichen Zeiten getragen hatte, als sie noch nicht gestorben war, ein buntes Kleid mit vielen Blüten, und ihr Gesicht strahlte selig. Erstaunlich, sie schien um Jahre verjüngt, keine Spur war mehr zu sehen von der Lähmung durch die Schlaganfälle, und alles an ihr leuchtete. Reinholds Hände ergriffen die ihren: Ja, das waren Hände wie aus Fleisch und Blut,

die er fassen und fühlen konnte und deren Wärme er spürte, und nicht ein Truggebilde, ein gespenstischen Nichts, durch das man hindurchgreift.

Sie gab ihm einen Kuß auf die Stirn, der ein freudiges Erschauern in ihm auslöste.

„Mein lieber Reinhold, wie froh bin ich, daß du jetzt hier bist. Ich bin gekommen, dich abzuholen und hinüberzugeleiten“, klang ihre Stimme in ihm, durch ihn, um ihn herum.

„Was geschieht hier?“ fragte er sie neugierig. „Ist das hier das ‚Jenseits‘, oder der ‚Himmel‘? Oder begeben wir uns jetzt dorthin?“ Er bemerkte, daß er gar nicht den Mund bewegt, sondern nur mit seinen Gedanken gesprochen hatte.

„So ungefähr. Deine Fragen wird dir übrigens jemand anders beantworten.“

In diesem Moment fühlte er, daß er sich wieder dem Geschehen auf der Welt zuwenden mußte. Er sah, daß es inzwischen Morgen wurde. Während des kurzen Wortwechsels mit seiner Großmutter mußten Stunden vergangen sein.

„Wie ist das möglich?“ fragte er erstaunt.

Großmutter Katharina verstand sofort, was er meinte. „Bei uns spielt Zeit keine Rolle“, erläuterte sie. „Einzelheiten dazu kannst du, wenn du willst, später erfahren, von denen, die es besser wissen als ich.“ Reinhold fühlte, wie Wärme und Wohlwollen aus jedem ihrer Gedanken flossen.

Neben dem Unfallauto standen zwei Rettungswagen und ein großes Feuerwehrfahrzeug. Einige Männer machten sich mit Schneidbrennern an der Karosserie zu schaffen.

Es interessierte ihn nicht weiter. Er wollte sehen, was ihn jetzt erwarte.

„Und Anna?“ fragte Großmutter liebevoll.

„Ja, was wird jetzt aus Anna?“ hörte er seine eigenen Gedanken.

In diesem Moment befanden beide sich in der Intensivstation des Krankenhauses in F. Reinhold sah, wie zwei Ärzte und eine

Krankenschwester fieberhaft miteinander redeten, einer setzte Anna gerade eine Spritze. Ganz offensichtlich geschah im Moment etwas Dramatisches. Reinhold hätte gerne geholfen, aber er wußte nicht, wie.

„Laß uns gehen“, hörte er Katharina.

„Aber was soll aus Anna werden?“ fragte er zögernd und sorgenvoll.

„Um Anna kümmern sich andere. Du wirst sie wiedersehen. Doch jetzt müssen wir aufbrechen!“ Ihre Stimme klang ein wenig energisch.

Einen Augenblick später schwebte er wieder über dem Unfallwagen. Man begann gerade damit, seinen Körper aus dem Wrack zu heben. Plötzlich fühlte er sich nach oben gezogen. Ein gewaltiger Sog riß ihn in die Höhe und ließ ihn immer schneller werden. Um sich herum sah er nichts als dunkle Wände, schwarzes Gemäuer, das leicht hin und her wogte, wie ein lebender Organismus. Reinhold bewegte sich mit wahnsinniger Geschwindigkeit fort. Hinter den Wänden hörte er ab und zu ein Stöhnen, wie von Menschen, die unter furchtbaren Qualen litten. Wäre er alleine gewesen, so hätte er jetzt wohl schreckliche Angst empfunden. Doch er wußte, daß seine Großmutter bei ihm war, ihn begleitete, und so fühlte er sich sicher. Wie lange der Flug währte, hätte er nicht sagen können, denn er hatte jeden Sinn für die Zeit verloren. Da bemerkte er, daß er langsamer wurde. Die Wände um ihn leuchteten, zunächst schwach, dann immer heller.

3. Der Garten

Auf einmal stand Reinhold auf einem kreisrunden Platz, der von silbernen Wällen eingefaßt wurde, an einer Seite prangte ein prachtvolles goldenes Tor. Es war halb geöffnet, Licht und Wärme drangen hindurch. Sofort wurde ihm klar, er mußte durch dieses Tor gehen, dahinter würde ihn das Glück in Empfang nehmen. Einen Moment zögerte er, die Torflügel aufzustoßen. Was hielt ihn zurück?

Großmutter sah ihn aufmunternd an. Doch ein leichter Zweifel kam in ihm auf. Es war ihm, als würde er damit etwas Unwiderrufliches tun. Gab es da nicht noch irgend etwas auf der Erde, das seiner bedurfte? Er wußte es nicht mehr, hatte es vergessen.

Seine Großmutter nahm ihn an der Hand. Beide traten sie auf das goldene Tor zu, gemeinsam öffneten sie es und gingen hindurch.

Unmittelbar darauf befanden sie sich in einem wunderschönen Garten. Von Mauern, Wällen und einem Tor war hier nichts mehr zu sehen. Üppige Wiesen voll Blumen in leuchtenden Farben, Baumgruppen und lauschige Lichtungen, murmelnde Bäche, überall sich schlängelnde Wege, ein strahlend blauer Himmel mit einigen schneeweißen Wolken. Bunte Schmetterlinge flatterten, Vögel zwitscherten, Rehe mit Kitzen querten ein Feld. Am Bachufer sah er Kinder spielen, hie und da standen oder saßen Gruppen von Männern und Frauen zusammen. Lange betrachtete Reinhold seine Umgebung. War dies das Paradies?

So ähnlich hatte er als kleiner Junge sich diesen Ort, oder diesen Zustand, immer vorgestellt. Aber etwas fehlte, fiel ihm jetzt auf. Am Himmel, der den Garten überwölbte, fand sich

keine Sonne. Doch die war wohl auch nicht nötig, stellte er fest. Denn alles leuchtete, alles strahlte Licht aus, jeder Grashalm, jeder Wassertropfen, jeder Baum, vor allem aber die Menschen. Ja, alles schien mehr oder weniger von Licht durchleuchtet zu sein, vielleicht aus Licht zu bestehen.

Ein Herr kam auf sie zu. Reinhold wußte sofort, daß es sein Großvater, Katharinas Mann, war, obwohl er ihn niemals kennengelernt hatte, denn er war schon in jungen Jahren gestorben.

„Es freut mich sehr, dich hier zu sehen", begrüßte der Großvater ihn. „Du wirst dich wohlfühlen."

Und wie wohl er sich fühlte! So unbeschwert und glücklich wie noch niemals zuvor in seinem Leben. Überhaupt: Er begriff, daß seine Möglichkeiten, Gefühle wahrzunehmen, sich hier in ungeahntem Maße erweitert hatten. Ja, als er ein Kind gewesen war, da war er auch noch weit offen gewesen für Gefühle, ähnlich in seiner Jugend. Doch dem Erwachsenen war diese Fähigkeit allmählich abhanden gekommen, da war das Leben viel mehr zum „Alltag" geworden. Jetzt, so wurde ihm klar, war er aus diesem Alltag herausgetreten. Jetzt war er innerlich wieder bereit, Neues in sich aufzusaugen, wie ein trockener Schwamm Wasser aufsaugt. Und das in viel höherem Maße, als es auf Erden jemals hätte der Fall sein können.

Nie hatte er soviel Sicherheit, Geborgenheit und Klarheit empfunden. Das war neu für ihn, und doch: Alles kam ihm so innig vertraut vor, so familiär, als wäre es etwas Altbekanntes, das er lange Zeit vollkommen vergessen hatte und an das er sich erst jetzt wieder erinnerte. Auf einmal wußte er, in tiefster Erkenntnis, die jede verstandesmäßige Beurteilung und Schlußfolgerung, jedes instinktive Für-wahr-Halten unendlich überstieg: Dies hier war seine eigentliche Heimat. Er war nach Hause zurückgekehrt! Wahrhaftig, nun konnte er sagen: Ich bin angekommen!

Diese Erkenntnis vollzog sich in unfaßbarer Schnelligkeit. Und sofort wußte er, daß seine Großeltern blitzschnell erfaßt

hatten, was in ihm vorgegangen war. „Wie froh sind wir darüber“, gingen sogleich ihrer beider Gedanken durch ihn. Und er spürte, ihre Freude war echt und ehrlich.

Andere Menschen traten auf sie zu, es wurden immer mehr, und jeden von ihnen erkannte er wieder. Alle waren sie „unten“ Verwandte, Freunde, Bekannte von ihm gewesen, die vor kurzer oder längerer Zeit gestorben waren. Alle waren so bekleidet, wie er sie von früher her kannte, und besaßen von ihrem Aussehen her ungefähr das „Alter“, in dem sie die „Welt“ verließen. Alle wirkten sie gesund und frisch. Ein Freund von ihm aus seiner Schulzeit, der blind geboren war und schon mit 12 Jahren starb, konnte sehen; seine Augen strahlten jetzt sogar besonders hell. Ein Onkel, der bei einem Unfall einen Arm verloren hatte und viele Jahre lang auf einen Rollstuhl angewiesen gewesen war, lief ihm freudestrahlend entgegen und nahm ihn in beide Arme.

Mit allen tauschte er sich aus, man „erzählte“ sich gegenseitig eine Menge über das Erdenleben und auch das eine oder andere über das Befinden „hier oben“, und alles geschah gleichzeitig und gemessen an irdischen Maßstäben in Sekundenbruchteilen. Im Nu wußte Reinhold, wie es seinen Freunden ergangen war und erging, und sie wußten es ebenso von ihm. Mißverständnisse gab es nicht. Mit jedem einzelnen fühlte er sich gleichzeitig eng verbunden, und von allen Seiten spürte er Liebe auf sich einströmen. Auch Fremde kamen nach und nach hinzu, hießen ihn willkommen und überfluteten ihn geradezu mit Sympathie.

Allmählich verloren sich die Menschen um ihn herum wieder. Schließlich stand er alleine mit seinen Großeltern da.

„Auch wir werden uns jetzt zurückziehen“, vernahm er von ihnen. „Andere sind es, die sich deiner annehmen werden.“ Und sie verließen ihn.

4. Die Begleiter

Reinhold stand jetzt alleine da, aber er fühlte sich keineswegs alleingelassen. Auch wenn sie sich nicht in seiner Nähe aufhielten, so empfand er doch weiterhin all die Liebe und Wärme und Verbundenheit derer, die ihm bisher begegnet waren. Alles hier war so licht und hell, so himmlisch und paradiesisch.

Er wandte sich um und sah eine lange, gerade Allee, bestanden von blühenden Kastanien. Einige Schritte ging er die Straße entlang, wünschte sich dann, am Ende der Allee zu sein, und augenblicks befand er sich dort. Hier fiel sein Blick auf weite Kornfelder; jede Ähre, jedes einzelne Korn strahlte Licht aus, und dieses Meer aus goldenem Licht bewegte sich sachte im leichten Wind, ein wogendes Lichtermeer. Bei diesem herrlichen Anblick mußte Reinholds Herz einfach höher schlagen.

In der Ferne sah er ein Bauwerk, am Rande eines Waldes, und er ließ sich dorthin, durch seinen bloßen Wunsch, schweben. Eine Spielerei, zugegeben, die ihm aber kindliche Freude bereitete.

Das Gebäude erinnerte ihn aufgrund der vielen umlaufenden Säulen entfernt an einen griechischen Tempel, nur war es viel größer. Er ging ganz um die vier Seiten herum, fand jedoch keinen Eingang. Auch sein Wunsch, jetzt ins Innere versetzt zu werden, half ihm nicht weiter. Ratlos ließ Reinhold sich auf einer der zahlreichen steinernen Bänke nieder, die um das Bauwerk herum standen.

Da fühlte er sich auf einmal umstrahlt von unfaßbarer Helligkeit. Er blickte sich um und sah zwei Wesen, die aus purem Licht zu bestehen schienen, einem warmen Licht, das besonders zart und mild, ja sogar weich war und dennoch alle anderen Lichter

überstrahlte, jedoch trotz seiner Intensität nicht blendete. Dieses Licht wechselte beständig seine Farben — Farben, wie er sie auf der Erde noch nie gesehen hatte. Von diesen Wesen ging eine solch überwältigende Fülle an Frieden und Liebe aus, daß selbst alle die wunderbaren Gefühle, die ihn „hier oben“ angesichts seiner Großeltern, seiner Freunde und Verwandten überkommen und erfüllt hatten, verblaßten.

Reinhold erspürte sofort, daß es sich um „hohe“ Wesen handelte. Waren sie Heilige, oder Engel? Waren sie Erscheinungen Gottes?

So sehr faszinierte ihn ihre innere Größe, ihre Reinheit, die alles Falsche, Schmutzige, Böse in ihrer Nähe vollständig unmöglich machte, daß er erst jetzt ihre menschliche Gestalt zur Kenntnis nahm. Vor ihm standen, ihn anlächelnd, eine Frau und ein Mann, mit nichts als einer leuchtenden Aura aus Licht bekleidet. Doch der geschlechtliche Unterschied schien belanglos zu sein; viel mehr beeindruckte ihn, obgleich beide jung und von überaus schöner Gestalt waren, die geistige Makellosigkeit, die von ihnen ausstrahlte.

Reinhold fragte nicht, wer sie seien, fragte nicht nach Position oder Rang oder Aufgabe hier in dieser jenseitigen Welt; er wußte, bei ihnen war er gut aufgehoben. Schon jetzt, kaum daß er sie erblickt hatte, wurde ihm klar, sie würden ihm reiche Erkenntnisse schenken, Einblicke in die Geheimnisse der Welt und des Lebens.

Sie traten näher zu ihm hin, ihr Lichtschein durchdrang auch ihn, und sein eigener geistiger Körper begann stärker zu leuchten. Seine Gedanken und Gefühle erreichten eine Klarheit, die ein irdischer Schriftsteller nicht zu beschreiben in der Lage wäre. Auf der Erde können sogar die begabtesten Wortkünstler doch nur noch stammeln und lallen, wenn es um subtilere Bereiche des Geistes und der Seele geht. Um wie viel weniger wäre selbst der größte Dichter aller Zeiten in der Lage, die Zustände der

jenseitigen Sphären in Worte zu fassen, die diese Zustände angemessen wiedergäben.

ER und *SIE* schauten zu dem Gebäude hin, und sogleich befanden alle drei sich in seinem Inneren. Der Himmel leuchtete auf sie herab, da weder Decke noch Dach vorhanden waren. In der Mitte erstreckte sich ein weiter Platz, den mehrere Springbrunnen zierten, in deren Wasser Zierfische schwammen. Den Platz begrenzte ein breiter Arkadengang, in dem viele Männer und Frauen zu lustwandeln schienen. Von innen angrenzend an die Außenwände sah Reinhold viele kleine Räume, karg eingerichtet wie Mönchszellen.

Die *BEIDEN* brauchten Reinhold nichts zu erläutern. Alleine durch ihre bloße Anwesenheit wußte er sofort Bescheid: Dies hier war eine Lehreinrichtung, in der Menschen, sofern sie es wollten, ihre Erkenntnisse erweitern konnten. Viele derjenigen, die bereits mehr wußten als andere, erklärten sich bereit, die Minderwissenden zu unterrichten. Dies geschah jeweils in Zweiergruppen: in den Zellen, wo man zu zweit auf dem Boden saß und nicht von äußeren Schönheiten abgelenkt wurde, aber auch beim gemeinsamen Wandeln durch den Arkadengang. Leider bekam er nur eine schwache Ahnung davon, was hier an Wissen vermittelt wurde. Daß es nicht um Schreiben oder Rechnen ging, wußte er sofort. Gegenstand des Unterrichts war viel Grundlegenderes, wie Selbsterkenntnis, Erkenntnis der anderen, Erkenntnis des Wesens der Welt, und vor allem die Liebe, die sich zwar nicht erlernen ließ wie etwa mathematische Formeln oder physikalische Gesetze, da es sich bei ihr ja um etwas Lebendiges, sogar um die Sinnmitte des Lebens handelte; wohl aber erfuhren die Lernenden etwas über Wesen und Sinn der Liebe, über Möglichkeiten eigenen Zutuns, damit sie gedeihen konnte, über den pfleglichen Umgang mit ihr.

Reinhold sah, daß hier, an diesem Ort der Wissensvermittlung, niemand den lichten Wesen glich, die ihn begleiteten und

die durch ihr bloßes Dasein in anderen tiefes Wissen hervorrufen konnten. Das Lernen schien für die hier Lernenden mit einer gewissen Mühe, mit persönlichen Überwindungen verbunden zu sein, obwohl auch sie ein weit glücklicheres und sorgenfreieres Leben führten als die auf der Erde Lebenden.

Er erfuhr nicht, weshalb *SIE* und *ER* ihm nicht anboten, hier zu bleiben oder später hierhin zurückzukehren, um ebenfalls Erkenntnisse hinzuzugewinnen. Oder sollte er bevorzugt sein vor vielen anderen und das Wissen ohne eigene Leistung von den *BEIDEN* geschenkt bekommen? Erst später begriff er, daß es einen anderen Grund gab: Die hier Lernenden und er gingen unterschiedliche Wege.

~

Reinholds Neugier erwachte immer mehr. Was mochte es hier sonst noch geben, außer den Gärten und Feldern, Alleen und Wäldern, die er bereits gesehen hatte? Erstreckte sich eine solche Landschaft bis in die Unendlichkeit hinein? Und gab es noch andere Bauwerke als die „Tempelanlage“?

Oder war das Ganze hier gar nicht wirklich, lediglich so etwas wie ein Traum, den derjenige erlebt, der gestorben ist? Ein Traum, der irgendwelchen ihm unbekannten „Anweisungen“ folgte, oder aber gleichsam beliebige Szenen vor einem ablaufen ließ, Szenen, die man sich vielleicht einfach nur — bewußt oder unbewußt — gewünscht hatte?

Sogleich erkannte Reinhold, daß diese Überlegung falsch war. Denn das, was sich um ihn herum abspielte, war wirklicher und wahrer als alles, was er auf Erden erlebt hatte. Nicht etwa, daß das Erdenleben nichts weiter gewesen wäre als ein Trugbild, wahrhaftig nicht. Aber wie schnell schlichen sich dort Einseitigkeiten, Irrtümer, Fehlurteile in das menschliche Bewußtsein ein;

Unwissenheit und Lügen trugen ihren Teil dazu bei, die Welt in einem falschen Licht zu sehen. Hier hingegen, so erkannte er ohne allen Zweifel, gab es nicht Lug und Trug, keine Mißverständnisse, keine fehlerhaften Erkenntnisse, keine Ideologien, keine die Sicht verfärbenden Brillen. Etwas zu erfühlen und zugleich mit reinster Klarheit zu wissen, unbestreitbar als richtig zu erkennen, war hier eins. Und so fühlte und wußte er auch sogleich, nachdem der zweifelnde Gedanke um das Wesen dieser Welt in ihm aufgekommen war, um ihr wahres und echtes Sein.

Reinhold und die beiden Wesen standen im Freien auf einer Waldlichtung — einer Örtlichkeit, wie er sie auch in seinem Erdenleben schon sehr geliebt hatte. Über ihnen der strahlendblaue Himmel. In diesem Moment wünschte Reinhold sich — auf der Erde hätte man hier „spontan" gesagt —, die Morgendämmerung zu erleben. Sofort erblickte er einen „Zuckerbäckerhimmel" mit rosa Schäfchenwolken. Sein bloßer Wunsch hatte also die Umwelt verändert. Und dennoch — erkannte er — war sie nichts weniger als ein unreales bloßes Wunschbild. Mochten auch Erscheinungszustände durch einen Willensakt sich ändern, so doch nicht wegen irgendeiner Unwahrheit, sondern weil das im Wesen dieser Welt lag. Und selbst wenn jeder diese Lichtwelt entsprechend seinen eigenen Wünschen gefärbt und ausstaffiert sah, so berührte dies nicht ihr Eigentliches, sondern war lediglich eine Annehmlichkeit, die seine Bewohner hier genossen.

Kaum war in Reinhold jetzt erneut die Frage nach der Ausdehnung und dem Aussehen dieses Lichtreichs aufgekommen, befand er sich gemeinsam mit *IHM* und *IHR* hoch über der Landschaft, schaute auf sie herab und bewegte sich über sie hin. Und er sah, daß diese Welt unendlich vielfältig und fruchtbar war, daß es grüne Ebenen gab und Flüsse, Meere und Inseln und Buchten, Hügel und Berge und Täler, Landschaften in allen möglichen Formen, weit mehr noch als er sie von der Erde aus der Anschauung und aus zahlreichen Bildbänden kannte, und

er erblickte einzelne Bauwerke und Dörfer und Städte, alle von ausnehmender Schönheit und harmonisch in die jeweilige Umgebung eingefügt. Und alles, Bäume und Gewässer, Felsen und Bauten, Vögel und Menschen, alles strahlte Licht und Wärme aus. Das Sein war durchdrungen von leuchtendem Leben. Und jetzt, hier oben, wo der geschäftige Klang der Natur, der Tiere und Menschen, nicht mehr zu hören war, jetzt öffneten seine Ohren sich für andere Töne: Er vernahm Klänge, die von überall und nirgends herzukommen schienen, ausgingen von allen Dingen, allem Leben, allem Sein. Reinhold, der nun genauer lauschte, hörte das Licht singen, unfaßbar schön, eine große, reiche, nuancierte Melodie, immer gleich und doch immer anders. Unsagbar tiefes, feines, zartes Glück bemächtigte sich seiner, und er gewahrte, daß sein ganzes Wesen mitschwang im Takt dieses Singklanges.

Und auch die Licht-Erde unter ihm, sie tanzte, und ebenso die Sterne, die er über sich am Firmament prangen sah.

5. Der Schlund

Nach längerer Zeit in den „Lüften“ kehrten Reinhold und die Wesen wieder zum Boden zurück. Sie befanden sich jetzt an einem öden Ort, der dem Inneren eines Vulkankraters glich. In seiner Mitte erhob sich ein kleiner Hügel, an dessen Fuß ein großes graues Tor eingelassen war. Hier gab es kein Grün und kein Leben. Obgleich Reinhold nicht die geringste Angst spürte, alleine schon wegen *IHRER* und *SEINER* Anwesenheit, nahm er doch ein gewisses Grauen um sich herum wahr. Die Wesen stellten es ihm frei, das Tor zu öffnen oder auch nicht. Neugierig, wie er war, tat er es. Sofort schlugen ihm Kälte und Dunkelheit entgegen. Er konnte es nicht sehen, ahnte aber, daß hier ein Schlund, der sich nach unten hin ausweitete, in die Tiefe führte. Jetzt hörte er es: ein gequältes Stöhnen. Und noch eins. Wäre er nur mit seinem irdischen Seelenkleid ausgestattet gewesen, das Blut wäre ihm angesichts dieser schrecklichen Töne in den Adern geronnen. Er erinnerte sich, daß er ähnliches bei seinem „Flug“ nach hier oben hinter den Mauern gehört hatte.

Erneut richtete sich eine Frage an ihn: ob er sich nach „dort hin“ begeben wolle, vorübergehend. Erneut stimmte er zu.

Sogleich befand Reinhold sich an einer unangenehm kalten Örtlichkeit, an der, so sein erster Eindruck, tiefste Schwärze herrschte. Zunächst jedenfalls konnte er nichts sehen.

Obwohl *ER* und *SIE* nicht bei ihm waren, fühlte er sich behütet und gesichert; es kam ihm so vor, als sei er, vergleichbar einem Taucher, durch eine Art geistigen „Luftschlauch“ mit der Oberwelt und den *BEIDEN* verbunden. Zugleich wußte er, all das Schreckliche, das ihm hier begegnen würde, würde ihn auch

innerlich berühren. In sich trug er jedoch die Sicherheit, daß er nicht auf immer hier bleiben mußte, weil er nicht für diesen Ort bestimmt war. Aber auch der kurze Aufenthalt hier sollte ihn in den Tiefen seiner Seele erfassen und erschüttern.

Als er nach oben blickte, gewahrte er, in weiter Ferne, ein blasses Leuchten des Lichts, in dem er sich vorhin noch so wohl gefühlt hatte. Sofort erfaßte ihn eine ungeheure Sehnsucht danach, in die Lichtwelt zurückzukehren. Es schmerzte ihn in der Seele, nicht dort zu sein. Da bemerkte er, im schwachen Lichtschein, daß andere Menschen um ihn herum waren. Ihre Körper bewegten sich träge, langsam, tieftraurig, sie wirkten, als trügen sie schwere Lasten. Ab und zu blickte der eine oder andere nach oben, hin zu dem Licht, und stöhnte dann sehnsüchtig und schmerzerfüllt auf.

Einer dieser Menschen trat auf Reinhold zu. Es war ein kleiner, älterer, gebeugter Mann. Mühsam hob er seinen Kopf und sah ihm in die Augen. Reinhold erschrak, welch unfaßbares Leid aus diesem Gesicht sprach.

„Du kommst von oben, nicht wahr?“ hörte er den Alten. Auch hier, an diesem Ort, fanden Gespräche durch Gedankenübertragung statt, wenngleich bei weitem nicht mit der Schnelligkeit wie in der Welt der Glückseligen. „Kannst du, wenn du zurückkehrst, für mich bitten? Und“, fügte er rasch hinzu, „auch für die anderen, für alle, die hier sind?“

„Was meinst du damit?“ fragte Reinhold ihn. Er kam nicht aus einem religiösen Elternhaus, sonst hätte er sofort gewußt, was diese Frage bedeutete.

„Leg ein Wort für uns ein. Dann dauert es nicht so lang, so ewig lange in dieser Finsternis, diesem Elend.“

„Darf ich fragen, wie lange solch eine Ewigkeit währt?“ bat Reinhold naiv um Aufklärung.

„Du siehst da oben das Licht?“ empfing er die Gedanken des Gebeugten. „Das ist unsere Sonne. Zu ihr wollen wir gelangen,

weil sie uns befreit von unseren Qualen, die wir hier erleiden müssen – doch wir können es nicht. Nicht in der Zeit, die wir hier verbringen müssen. Diese Sonne verblaßt und wird wieder heller, wie der Sonnenschein auf der Erde. Jeder, der hierhin kommt, hört schon nach kurzem, daß ein Sonnentag hier einem Sonnentag auf der Erde entspricht. Doch wir alle hier können es kaum glauben. Durch das Leiden dehnt sich die Zeit, und wer einen ganzen Tag lang hier bleiben muß, hat den Eindruck, als wäre er hunderte von Jahren hier. Ich selbst muß noch eine ganze Stunde hier erdulden. Wenn du für mich bittest, kannst du diese Zeit um eine oder vielleicht sogar zwei Minuten abkürzen."

„Eine Minute?" meinte Reinhold erstaunt. „Was ist das schon? Diese Zeit vergeht doch im Nu." Das war vorlaut von ihm.

„Wärest du bereit, mir jetzt gleich eine Sekunde abzunehmen, nur eine einzige Sekunde, und sie an meiner Stelle zu ertragen?"

Reinhold zögerte. Schlagartig wurde ihm klar, daß er damit etwas sehr Schmerzhaftes auf sich nehmen würde. Aber die inneren Verletzungen, die er womöglich erleiden würde, wären sicher innerhalb kurzer Zeit wieder ausgeheilt. Und er würde neue Erkenntnisse hinzugewinnen. Außerdem empfand er Mitleid mit diesem Mann.

So nickte er.

Sofort geschah mit Reinhold etwas Unglaubliches, mit dem er nie und nimmer gerechnet hatte. Er wurde auf einmal innerlich abgeschnitten: abgetrennt von jedem Leben, jeder Liebe, jedem Licht, jeder Wärme, jedem anderen Wesen. Er stand — in seinen Gefühlen — plötzlich ganz alleine für sich da, als gäbe es ausschließlich ihn und sonst niemanden und nichts, gar nichts. Nur ihn und die Leere. Dies schmerzte ihn mehr, als hätte eine Granate ihm seine Beine zerfetzt oder als wäre er in die glühende Lava eines Vulkans gefallen. Mit ungeheurer Intensität erfühlte er, daß er bisher immer, in jedem Moment seines Daseins,

auch in den schmerzhaftesten und dunkelsten Augenblicken, in irgendeiner Weise verbunden gewesen war, verbunden mit anderen, mit dem ihn umwogenden Leben, mit bekannten und unbekannten Trägern dieses Lebens, mit Menschen und anderen Wesen, durch sichtbare und mehr noch durch unsichtbare Fäden. Auch wenn er gelitten hatte, wie ein Mensch nur leiden kann — in seiner Kindheit jedenfalls hatte er eine überaus schmerzhafte Ablehnung von seiner damals schwerkranken Mutter erfahren müssen —: Bisher war er nie, niemals alleine gewesen, immer hatte jemand bei ihm gestanden. Und jetzt, jetzt war er alleingelassen, einsam, unendlich einsam, wie kein auf der Erde lebender Mensch es jemals sein konnte. Dabei hatte sich äußerlich nichts geändert: Er sah weiterhin die gebeugten Menschen um sich herum, er sah den alten Mann vor sich, und dennoch: Es war ihm, als gäbe es keine Dinge und keine Lebewesen außer ihm selbst, als sei alles andere nur unwirklich, nicht existent; als sähe er, wie eine Kamera sieht, und das war das Tragische, denn nichts mehr drang bis in sein Inneres vor. Er sah weiterhin das Licht über sich, und dennoch: Es war jetzt für ihn weit, weit weg, wie ein Millionen von Lichtjahren entferntes Universum, für ihn niemals erreichbar. Er kam sich vor wie ein Astronaut, der hilflos im leeren Weltraum treibt, gänzlich verloren in Schwärze und Kälte, und nur in grausamer Ferne funkeln kalt einige Sterne. Das hier, das war das pure Nichts. Eine grauenvolle Angst beschlich ihn. Es war schrecklich, schrecklich, dieses unendliche Entferntsein, Alleinsein, Abgeschnittensein von allem und jedem. Schlimmer konnte keine Hölle sein.

Ein tiefsehnsüchtiges Stöhnen entrang sich seiner Brust.

Als er nach einer Ewigkeit, die genau eine Sekunde dauerte, wieder normal zu fühlen begann, wieder angeschlossen wurde, wieder die Verbindung zu anderen spürte, wieder Gemeinschaft aufnehmen durfte, wunderte er sich, daß es ihn überhaupt noch gab und er nicht in die Leere hinein vernichtet worden war.

Später dachte er bei sich, daß er den Zustand erreicht hatte, den so viele Menschen auf der Erde sich in ihrer Unwissenheit wünschten: autonom, gänzlich unabhängig zu sein von anderen.

Nachdem Reinhold sich wieder einigermaßen gefaßt hatte, was eine ganze Weile dauerte — übrigens klang das soeben erlebte Gefühl noch sehr lange, wenn auch gemildert, in ihm nach —, fragte er den Alten: „Weshalb bist du hier und mußt derartig schrecklich leiden?“

„Ich habe mich schwer vergangen, gegen die Liebe. Hier verbringe ich nun tausende ewiger Sekunden, um zu lernen, was ich bereits auf Erden hätte lernen sollen.“

„Berichte mir Genaueres.“ Reinhold hatte den Eindruck, daß es den Alten ein wenig erleichterte, wenn er reden durfte.

„Ich habe gemordet“, empfing Reinhold die Gedanken des Büßers. „Es war mein Beruf.“

6. Morde

Von Roberts Kindheit gibt es nichts besonderes zu berichten. Er wuchs zusammen mit seinem älteren Bruder und seiner jüngeren Schwester auf, mit denen er sich bestens verstand. Der Vater verdiente gut, er war Beamter in einer leitenden Position, die Mutter arbeitete als Hausfrau, später eröffnete sie eine Boutique. Das Drama begann, als Robert vierzehn Jahre alt war. Seine Eltern, die der Sohn als liebende Menschen kannte, ließen sich scheiden. Das erschütterte ihn zutiefst. Niemals in seinem Leben hat er es ganz verstanden. In den folgenden Jahren erlebte er immer wieder, wie die Eltern von Freunden sich trennten und wie sehr ihre Kinder darunter litten.

Mit zwanzig fand Robert seine erste Freundin. Das Glück der Verliebtheit währte nicht lange, da Anja sich bald von ihm trennte, denn er war nicht bereit, mit ihr in eine gemeinsame Wohnung zu ziehen. Vielmehr wollte er weiterhin bei seiner Mutter wohnen, die seit kurzem mit einem neuen Partner zusammenlebte. Roberts Geschwister gingen längst ihre eigenen Wege.

Zwei Jahre lang hielt er sich von Mädchen zurück. Er hatte Angst, erneut zurückgewiesen zu werden. Doch dann, endlich, fand er, wie er glaubte, seine unsterbliche Liebe. In Susannes Gegenwart überwand er seine Furcht vor anderen Menschen, die im Grunde Angst vor einer Bindung war. Ein Verhältnis, eine Liebesbeziehung konnte zerbrechen, das hatte er oft genug miterlebt, und ein solcher Bruch schmerzte sehr. Doch Susanne war so behutsam im Umgang mit ihm; sie drängte ihn nicht, in keiner Weise, zumindest fühlte er sich von ihr nicht gedrängt. Nachdem sie sich ein Jahr lang kannten, verbrachten sie ihre

Urlaube gemeinsam, zunächst im Allgäu, wenige Monate darauf sogar in Thailand. Beide waren sie in dieser Zeit Studenten der Rechtswissenschaften.

Als sie bereits fünf Jahre zusammen waren — kürzlich erst hatten sie eine gemeinsame Wohnung bezogen, was sie sich aufgrund der finanziellen Zuschüsse von Roberts Vater ohne Probleme leisten konnten —, fragte Susanne ihn eines Tages, ob sie denn nicht heiraten sollten. Robert hielt das für einen Scherz und lehnte lachend ab. Doch in den folgenden Monaten hörte er immer wieder Andeutungen in diese Richtung, und auch Bekannte gaben ihm zu verstehen, daß Susanne in ihrer Gegenwart ganz offen diesen Wunsch ausspreche.

Robert verdrängte ihn in sich immer wieder, und wenn sie darüber reden wollte, wich er jedesmal aus. Dann murmelte er etwas von den „Vorteilen der Ungebundenheit“ und „mal die Zukunft abwarten“ und wechselte rasch das Thema.

Nach gut einem Jahr erklärte Susanne ihm, zwischen ihnen beiden sei es aus. Sie könne auf Dauer unmöglich diesen Schwebezustand ertragen.

Robert war tatsächlich erstaunt und wie vor den Kopf geschlagen. „Aber … wieso denn?“ stammelte er hilflos. „Wir beide lieben uns doch!“ Alles Bemühen um Susanne half nichts, nicht einmal seine halbherzige Zusage, über das Heiraten könne man noch einmal in Ruhe reden — sobald sie beide sich wieder etwas gefangen hätten.

„So kann es nicht bleiben. Ich gehe daran zugrunde.“ Ihre Stimme zitterte, und Robert spürte, wie sehr Susanne litt. Aber auch er selbst war tief erschüttert und enttäuscht. Er hatte doch soviel Vertrauen in sie investiert, in seinem Inneren soviel überwunden, ihretwegen, weil er sie liebte. Mehr vermochte er jetzt nicht zu geben. Oder wollte er es nicht?

Eine Woche später war sie aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen. In ihm blieb Leere zurück. Oft war er alleine und

seinen Gedanken überlassen, denn er hatte nur wenige Freunde. Enttäuschung stieg in ihm auf, Enttäuschung über die Menschen, Bitterkeit gegen sie. Und Trotz.

Beinahe wütend beendete er sein Jura-Studium.

Zehn Jahre darauf führte er eine gutgehende Rechtsanwaltspraxis. Er arbeitete wie besessen und gönnte sich keine Freizeit. Schon nach so kurzer Zeit hatte er sich einen Namen als Strafverteidiger gemacht. Dabei ging es ihm nicht darum, dem Recht zum Sieg zu verhelfen, sondern sein einziges Anliegen war, seine Mandanten herauszuhauen, mochten sie nun schuldig sein oder nicht. Es war sogar so, daß er sich um so mehr um den Freispruch seiner Mandanten bemühte, je mehr er von ihrer Schuld überzeugt war.

Besonderes Aufsehen erregte der Fall des Enrico M. A. Fioso. Ihm legte die Staatsanwaltschaft zur Last, im Auftrag einer Organisation von Menschenhändlern mehrere Prostituierte ermordet zu haben. Robert wußte, daß Fioso die Taten begangen hatte, dennoch bemühte er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln um seinen Freispruch. Er überbrachte sogar eine Botschaft seines Mandanten, der sich in Untersuchungshaft befand, an dessen Bruder, eine hochschwangere Zeugin betreffend, die Schwester einer der Ermordeten, die Fioso schwer belastete. Wenige Tage nach diesem Botendienst wurde die Zeugin von einem Unbekannten mit einem gestohlenen PKW überfahren und starb kurz darauf im Krankenhaus. Robert war sich im klaren darüber, daß dies kein Unfall, sondern kaltblütiger Mord gewesen war, und daß er selbst daran mitgewirkt hatte. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, doch er mußte sich eingestehen, daß er den zusätzlichen Mord von Anfang an zwar nicht erhofft, vielmehr auf bloße Drohungen und Einschüchterungsversuche spekuliert, doch letztlich die schwere Tat in Kauf genommen hatte.

Fioso wurde mangels ausreichender Beweise freigesprochen.

In den folgenden Jahren besorgte Fioso Robert etliche schwerreiche Mandanten; zudem ließ er ihm des öfteren teure Geschenke zukommen, „aus Dankbarkeit“. So geschah es, daß Robert sich nach und nach immer mehr in Fiosos Schuld fühlte.

Eines Tages nun besuchte ihn Fioso, oder vielmehr: Sie trafen sich in Mailand. Fioso schien sehr besorgt zu sein: Der Staatsanwalt, der damals das Verfahren wegen Mordes an den Prostituierten gegen ihn angestrengt habe, wolle den Prozeß wegen neu aufgetauchter Beweismittel noch einmal aufnehmen. Sei es dabei ausgeschlossen, daß auch er, Robert, mit in die Sache hineingezogen werde?

„Sie und ich, wir beide wissen doch, wie es damals wirklich war“, sagte Fioso zu ihm mit heiserer Stimme in einem menschenleeren Café, wobei er ihm eine Hand auf die Schulter legte. „Nun, so ist das Leben“, fuhr er in bedauerndem Tonfall fort. „Können wir beide etwas dafür? Es sind die Umstände, die uns in diese mißlichen Situationen hineingetrieben haben.“ Er blickte Robert lange tief in die Augen. „Was bringt es,“ sprach er dann, „wenn diese alten Sachen jetzt wieder aufgewärmt werden? Keiner hat etwas davon. Keiner wird wieder lebendig. Es schadet nur: mir, und auch Ihnen.“

Nach einer Pause fragte er ernst: „Sie sind doch mein Freund, nicht wahr? … Der Staatsanwalt, dieser alte Mann, will nur Schaden anrichten. Er sollte abtreten. Das meinen Sie doch auch, oder? Ein Herzinfarkt, genau das Richtige. Wissen Sie, Kugeln oder ein Unfall könnten zuviel Staub aufwirbeln, aber ein kleiner Infarkt …“ Er nahm aus seiner Jackentasche ein kleines Fläschchen und drückte es Robert in die Hand. „Sie sind doch zu seiner Geburtstagsparty eingeladen, morgen abend. Den Flascheninhalt in ein Gläschen mit Sekt, und einige Stunden später wird es geschehen sein. Nicht nachzuweisen, es wird ganz natürlich wirken. Sie tun mir und sich selbst doch den Gefallen, nicht wahr?“

Robert zögerte erst, doch dann tat er es. Ähnliches tat er noch öfter. Nicht aus Geldgier, sondern aus Bitterkeit und Trotz. Einmal tat er es auch an einer Frau, die Susanne ähnelte.

Eines Tages überwarf er sich mit Fioso. Kurz darauf erlitt er einen tödlichen Unfall.

7. …wie dich selbst

„So also war das gewesen“, beendete der Alte seine Geschichte. „An vielen Punkten meines Lebens hätte ich anders gekonnt — aber ich wollte nicht.“

Inzwischen war eine junge Frau hinzugetreten, die, den Gesichtszügen nach zu urteilen, im Erdenleben einst sehr schön ausgesehen haben mußte. „Bitte hör auch mir zu“, ging ein sehnsüchtiger Gedanke von ihr aus. „Nimmst du auch mir eine Sekunde meines schweren Leidens ab? Ich wäre dir so sehr dankbar dafür!“

Reinhold erschauderte. Die „Sekunde“ von vorhin hatte sämtliche Neugierde in ihm auf derartige Erlebnisse zunichte gemacht. Und doch fühlte er, daß es sein mußte. Sicher hing dieses Gefühl auch mit der Geschichte zusammen, die er soeben vernommen hatte. Er konnte diese Frau jetzt nicht einfach im Stich lassen.

Reinhold nickte. Was jetzt geschah, war anders als erwartet und doch ähnlich grauenvoll wie das vorherige Erlebnis. Er sah sich, seine eigene Gestalt, in einer Wüste stehen, ringsum nichts als Sand, über ihm drohten lastende schwarze Wolken, die ihn beinahe zu berühren schienen. Der Boden um ihn herum war rot, von Blut getränkt. Er bemerkte, daß das Blut aus seinem gesamten Körper tropfte, und er fühlte, wie er schwächer und schwächer wurde. Doch was viel schlimmer war: Ihn erfüllte tiefste Traurigkeit, unendliche, unfaßbare Traurigkeit. Er wußte, er stand vor dem Scherbenhaufen seines Lebens. Er hatte versagt, alles war vergebens, alles trostlos, düster, nichtig. Weshalb hatte er versagt, was nur falsch gemacht? Weshalb nur diese Traurigkeit, die keinen Anfang und kein Ende hatte und die ihn

von jedem Sein, jeder Freude, jedem Lebenkönnen ausschloß? Jetzt erst, da die eine Sekunde nach einer Ewigkeit abgründigsten Traurigseins endete, jetzt erst erkannte er in tiefstem Erschrecken: Dieser Zustand war Folge seiner Tat: daß er — oder vielmehr die junge Frau — Hand an sich gelegt hatte.

„Ja, ich beendete mein irdisches Leben. Ich mißachtete das Gebot der Liebe. — In meinem Leben habe ich viele Fehler begangen, wie jeder andere Mensch auch. Doch das war nicht das eigentlich Üble. Mein Vergehen bestand darin … aber hör einfach meinen Bericht."

~

Jane lebte gerne, denn das Leben verwöhnte sie. Das war ihr schon als Kind bewußt. Sie wuchs auf als Tochter eines reichen Unternehmers. Ihr Vater las ihr alle Wünsche von den Augen ab und beschenkte sie, wo er nur konnte.

Mit dreizehn hatte Jane ihren ersten Freund, mit dem sie auch bald ins Bett ging. Frühzeitig konsumierte sie Drogen, verzichtete aber bald wieder auf sie, da sie bemerkte, daß die Rauschmittel ihre Kräfte verzehrten, die sie für eine baldige Karriere als Sängerin, Model oder auch Schauspielerin einzusetzen gedachte.

Als Jane sechzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter. Zu ihr hatte Jane, besonders in den letzten Jahren, kein enges Verhältnis gehabt. Ihre ohnehin nicht tiefe Trauer währte nicht lange. Der Vater verwöhnte sie von dieser Zeit an noch mehr.

Mit achtzehn konnte Jane bereits auf eine beträchtliche Zahl von Freundschaften mit jungen Männern zurückblicken. Letztlich hatte keiner ihren Ansprüchen genügt, und bis auf eine Ausnahme hatte immer sie sich von den Männern getrennt.

Von einem bekannten Schauspieler, den Jane im Alter von neunzehn Jahren heiratete, ließ sie sich nach wenigen Monaten

scheiden. Sie hatte als Prominente inzwischen eine erstaunliche Bekanntheit erlangt und zog die Aufmerksamkeit gewisser Zeitschriften und TV-Magazine auf sich, die regelmäßig und begierig über Janes Party-Auftritte und ihr skandalöses Sexualleben berichteten.

Und dann, sie hatte gerade ihr dreiundzwanzigstes Lebensjahr vollendet, nahm das Unglück seinen Lauf.

Ihr Vater verunglückte tödlich bei einem Verkehrsunfall. Damit verlor Jane ihren besten, im Grunde ihren einzigen richtigen Freund. Jane litt sehr unter diesem Verlust, der ihr aber doch in gewissem Umfang durch das Erbe des Millionen-Vermögens erleichtert wurde. Gelegentlich kam es jetzt vor, daß sie sich auf Partys betrank. Auch der Konsum an Männern stieg an.

Eines nachts dann war es zu diesem Brand gekommen. Nach einer heißen Feier sank Jane erschöpft und betrunken ins Bett ihres Hotelzimmers. Sie steckte sich noch eine Zigarette an, schlief dann aber ein. Das Feuer wurde glücklicherweise bald entdeckt und konnte schnell gelöscht werden, doch Jane erlitt schwere Verbrennungen im Gesicht.

Ihre Träume von einer Karriere im Blitzlicht der Medien waren ausgeträumt. Dieser Schicksalsschlag war für sie schlimmer als der Tod ihres Vaters. Sie zog sich gänzlich aus der Öffentlichkeit zurück. Nur noch selten sah man sie zusammen mit anderen Prominenten, wobei meist eine Sonnenbrille mit riesigen Gläsern einen Großteil ihres Gesichts verdeckte.

Jetzt wandte sie sich mehr den Handelsgeschäften ihres Vaters zu, doch hatte sie dabei keine glückliche Hand. Das Geld zerrann ihr zwischen den Fingern, nicht zuletzt deswegen, weil sie so eigenwillig war, den Rat von anderen in den Wind zu schlagen. Durch mehrere unselige Transaktionen verlor Jane schließlich fast ihr gesamtes Vermögen. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt: Die meisten ihrer „Freunde“ verließen sie, nur einige wenige hielten noch zu ihr.

Unter den Getreuen befand sich Thomas, ein Ministerialrat mittleren Alters, unscheinbar, bescheiden, dem sie bisher kaum Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er bemühte sich besonders um sie, und eines Tages fragte er sie sogar, ob sie sich eine Ehe mit ihm vorstellen könne. Bisher hatte er nicht gewagt, diesen Wunsch zu äußern; jetzt, nachdem sie nicht mehr in den Medien präsent war, stieg seine Hoffnung, keinen Korb zu bekommen.

Jane fand seinen Antrag zwar „süß" und „rührend", doch sie lehnte ab. Sie wußte sehr wohl, daß Thomas sie nicht etwa aus Mitleid heiraten wollte, sondern weil er sie tatsächlich liebte. Aber ihre Vorstellungen von einem gehobenen Lebensstil vertrugen sich in keiner Weise damit, einen Beamten zum Ehemann zu haben. Sie mochte Thomas und fühlte sich in seiner Gesellschaft wohl, doch trotzig hielt sie daran fest, ihr müsse ein besonderes, über alles Gewöhnliche hinausgehendes Schicksal beschieden sein.

Das Schicksal orientierte sich jedoch in keiner Weise an Janes Wünschen. Wegen des ständig abnehmenden Vermögens mußte sie schließlich in ein kleineres Haus ziehen und fast ihre gesamte Dienerschaft entlassen. Die Zinsen ihrer noch vorhandenen Kapitalanlagen hätten ohne weiteres hingereicht, ihr ein ferneres, zwar nicht hochluxuriöses, aber doch immerhin angenehmes Auskommen zu sichern, einschließlich häufiger Opern- und Theaterbesuche und einer Haushälterin sowie einem Butler. Doch dies entsprach nicht dem, was sie sich unter einem angemessenen Lebenswandel vorstellte.

In einem Nobelhotel mietete Jane sich einen Saal an. Dorthin lud sie Freunde, Bekannte und Verwandte ein und veranstaltete eine großartige Feier „aus besonderem Anlaß". Anschließend schnitt sie sich in einem Nebenraum die Pulsadern auf. Es sollte ein stilvoller Abgang werden.

8. Das Kristalltor

„Ich hätte mein Leben anders gestalten können“, beendete Jane ihren Bericht. „Doch ich wollte es nicht. Ich dachte nur an mich, und ich verhielt mich so, als wäre ich Schöpferin meiner selbst und Herrin meines eigenen Lebens; als könnte ich nach Belieben damit machen, was ich wollte.“

Reinhold empfand tiefes Mitleid mit Jane und Robert. Er erkannte, mehr an Lasten konnte und durfte er ihnen jetzt nicht abnehmen. Denn die beiden, und alle anderen hier an diesem Ort, mußten leiden. Nicht etwa, um dadurch einer kalten „Gerechtigkeit“ genüge zu tun, nicht etwa als Strafe oder Rache für ihre Untaten, sondern zu ihrem eigenen Besten: schlicht und einfach, um zu lernen, was sie anderen und auch sich selbst angetan hatten, in welchen Hinsichten sie massiv gegen das Gebot der Liebe verstoßen hatten: der Liebe zu anderen, und der Liebe zu sich selbst. Damit sie dereinst, für sie selbst in unendlich entfernter Zukunft liegend, an der Liebe in ihrer unermeßlichen Fülle teilhaben konnten.

Reinhold fühlte, daß er diesen Ort hier verlassen mußte. Er wollte Robert und Jane berühren, sie umarmen, aber da wurde er von einem gewaltigen Sog nach oben gezogen, und einen Wimpernschlag später befand er sich wieder im Reich der Seligen.

Es war eine leicht hügelige Landschaft, die er um sich herum erblickte. Überall wogten im Wind Wiesen wilden Grases. Er roch Kamille, und sein Herz erzitterte angesichts des Glücksgefühls, das ihn jetzt erfüllte. Diesen Duft hatte er schon als kleines Kind geliebt, wenn sein Vater mit ihm Fahrradausflüge durch Kornfelder unternommen hatte. Die Schönheit des Mohns

und der blauen Kornblumen, vor allem aber der Geruch wilder Kamille hatten sich ihm tief eingeprägt.

Wieder erfühlte er hinter sich *SIE* und *IHN*. Sofort bat er sie, Jane und Robert und all den anderen, die sich am Ort der Unglücklichen befanden, zu helfen. Und im selben Moment wußte er, daß seiner Bitte entsprochen worden war.

„Weshalb bin ich hier oben im Licht, während andere in der Dunkelheit schmachten? Bin ich denn so schuldlos gewesen in meinem Erdenleben?" Reinhold war sich sehr wohl im klaren darüber, daß, mehr oder weniger, jeder Mensch schuldig wurde, indem er gegen das Gesetz der Liebe verstieß; hatte nicht er selbst kürzlich dieses Gebot verletzt?

„Dein Weg ist ein anderer", erfuhr er von den *BEIDEN*. Kurze Zeit darauf sollte er erkennen, was mit dieser lapidaren Antwort gemeint war.

„Folge uns", vernahm er nun *IHRE* Gedanken. Einen Augenblick später sah er von der Spitze eines mächtigen Berges herab auf eine grüne Landschaft, die von Flüssen durchschnitten wurde. Ein gewaltiger Regenbogen überspannte die Ebene. Den Gipfel, auf dem Reinhold neben den Wesen stand, bedeckten nicht etwa Schnee oder Eis, sondern Blumen und blühende Büsche.

Er wandte sich um und erblickte einen Felsen, in den ein Tor aus reinsten Kristallen, die in allen Farben funkelten, eingefügt war.

„Schreite, so du es möchtest, hindurch. Doch oben bleiben darfst du nur für kurze Zeit. Einen längeren Aufenthalt dort könntest du nicht ertragen."

Reinhold öffnete das Tor. Und sogleich befand er sich in …

Hier nun werde ich, der Schreiber dieses Berichts, vor ein unlösbares Problem gestellt. Denn zu dem Zeitpunkt, als Reinhold mir die diesbezüglichen Gedanken übermitteln wollte, waren sie in ihm wie ausgelöscht, nur noch Bruchstücke des dort Erlebten fielen ihm wieder ein. So viel jedenfalls war ihm zur

bleibenden Gewißheit geworden: daß das, was er jenseits des kristallenen Tores wahrgenommen hatte, unendlich über das hinausging, was er in der Ebene der Seligen an Licht und Wärme, an Liebe und Gutem und Glück erlebt hatte. Er war dort Wesen begegnet, die sogar noch unfaßbar mehr Güte ausstrahlten als *ER* und *SIE*. Reinhold wußte, dort „oben“ hatte er die Bestimmung und das Ziel und den Sinn allen Lebens und allen Seins kennengelernt. Dort hatte er gesehen, wozu all die Leiden, die Schmerzen, die Dramen und Schicksale erlitten werden mußten. Er hatte „begriffen“. Alles war doch so einfach! Kompliziert war nur das Leben auf der Erde, waren die Irrtümer, die Fehlgriffe, die Ablehnung und Verweigerung des Angebotenen.

Daran erinnerte Reinhold sich noch, aber die meisten Einzelheiten hatte er vergessen. Einige Vokabeln kamen ihm wohl ins Gedächtnis, wie „Dreiheit“ und „Einheit“, doch wußte er nicht mehr, welche Bedeutung er mit diesen Begriffen verbinden sollte. Abgesehen von den Erinnerungsschwierigkeiten fiel es ihm auch schwer, seine Gedanken und Gefühle in eine Form zu bringen, die auch ich, der irdische Schreiber, verstand.

Was mir besonders auffiel, war die ehrfürchtige, tief friederfüllte Stille, die Reinhold ausstrahlte, als er von der Welt hinter dem Kristalltor zu berichten versuchte. Von seinen Augen ging, ich schwöre es, ein warmes Licht aus. Und … ich einfacher Erdenmensch, der noch niemals in höheren Sphären geschwebt hatte, hörte seine Stimme nachhallen wie ein Echo: „Die Liebe lernen, ja, das war es … bedingungslos lieben … lieben … lieben …“

9. Zukunft und Vergangenheit

Als Reinhold zurückgekehrt war zu *IHM* und *IHR*, noch nachschwingend voll innigsten Glücks, wunderte er sich, daß ihn all die Fülle des bisher Erlebten nicht im mindesten erschöpft hatte. Anscheinend gab es hier eine Vielzahl von Bedürfnissen nicht, die das Leben auf der Erde bestimmten, es gab kein Verlangen nach Ausruhen und Schlaf, es gab keinen Hunger, keinen Durst.

Wieviel Zeit hatte Reinhold hier, in dieser Lichtwelt, inzwischen verbracht. Waren es, nach irdischen Maßen gemessen, Stunden gewesen, oder Tage? Oder vielleicht doch nur Minuten? Minuten, die so erfüllt waren, wie „unten" ein ganzes Leben erfüllt sein konnte? Er hätte es nicht sagen können. Es interessierte ihn auch nicht.

Auf einmal fiel ihm die Erde wieder ein. Brennend verlangte es ihn zu wissen, wie die Welt sich entwickeln werde. Seltsam: bisher war ihm dies zwar nicht gleichgültig gewesen; er hatte selbstverständlich seine Tageszeitung gelesen, bei Katastrophen hatte er gespendet, über politische Entwicklungen mitspekuliert und sich sogar darüber Gedanken gemacht, daß die künstlerische und auch die geistige Kultur vor die Hunde gehe — aber wirklich tief berührt hatte all dies ihn nicht. Niemals hatte er wegen der Richtung, in die die Menschheit steuerte, schlaflose Nächte verbracht. Aber: Kann ein Mensch sich denn für alle anderen erwärmen, sich für jeden interessieren? Konnte man, als Person mit beschränkten Kräften, sich, wenn man ehrlich war, nicht nur einzelnen, nur einigen wenigen, zuwenden? Aussprüche über die „Liebe zur gesamten Menschheit" hatte er immer als Lüge oder zumindest als maßlose Selbstüberschätzung empfunden,

denn selbst wenn der Wille dafür vorhanden wäre, würden doch die menschlichen Fähigkeiten sehr bald an ihre Grenzen stoßen. Sogar die Bibel verlangte — soviel wußte er noch vom Religionsunterricht in der Schule — nicht die Liebe zu allen Menschen, sondern „zum Nächsten" — diesen zu lieben wie sich selbst, das wurde gefordert. Das hatte Reinhold oftmals gedacht — und letztlich hatte er diese so vernünftige und menschenangemessene biblische Regel als Ausrede sich selbst gegenüber benutzt, sich mit der Liebe zu den Menschen, die er ohnehin liebte, ohne Mühen und Anstrengung liebte, zu begnügen und sich nicht weiter Gedanken zu machen über die Liebe zu den Menschen, die vielleicht auch seiner bedürftig waren, denen aber sein Gefühl und sein Wohlwollen sich nicht so selbstverständlich öffneten. Reinhold war gesegnet mit der Fähigkeit, Liebe zu geben und zu empfangen, zugleich war er, was er früher schon erkannt hatte, was aber erst jetzt glasklar vor ihm stand, ein träger Mensch, der sich nicht gerne anstrengte.

Und nun, in diesem Reich, drängte es ihn auf einmal, mehr zu erfahren über das Schicksal der Völker und Kulturen. Nicht aus wissenschaftlichem Interesse, aus bloßer Neugierde, die an allem teilhaben und über alles mitreden können will, sondern aus Mitleid mit seinen Mitmenschen.

Kaum war dieser Wunsch in ihm aufgetaucht, traten *ER* und *SIE*, die bisher an seinen Seiten gestanden hatten, in Reinhold zusammen, so daß alle drei räumlich vereint waren, und sogleich sah er mit unglaublicher Klarheit die Zukunft der Menschheit vor seinen Augen sich abspielen, er erblickte die Menge der einzelnen, viele Schatten und viele Lichter, es war ihm, als fühlte er mit allen, er erlebte Frieden und Kriege mit, Zeiten der Freude und der Bitterkeit, der Armut und des Wohlstands, innerlich an allem teilnehmend und doch in einer gewissen gefühlsmäßigen Distanz, wohl deshalb, weil er diese Schau sonst nicht verkraftet hätte. Aber zugleich ahnte, nein wußte er, daß sein Mitempfinden

und Mitleiden an den Schicksalen der Menschen deswegen begrenzt wurde, weil das Irdische, Glück und Leid, nicht das letzte Wort behalten sollte, weil das Leben jedes einzelnen unendlich über das Erdenleben hinaus ging. Jetzt begriff er, weshalb er sich instinktiv immer gegen die Frage und den Ausruf „Wie kann Gott das zulassen“ gewehrt hatte: Dieser Satz konnte nur ausgesprochen werden, wenn die Menschheit das „Überirdische“ verleugnete, wenn sie das Leben in der Welt als die einzige und alleinige Wirklichkeit ansah. Wenn man aber die Zeit des Erdenlebens nur als die erste Sekunde des gesamten Lebens erkannte: Was bedeutete diese Sekunde dann, selbst wenn sie noch so erfüllt war mit Leid? Die Ewigkeit glich doch dieses Leiden wieder aus, überwog es unendlich; machte es zwar nicht ungeschehen, aber schenkte soviel Seligkeit, daß der erlittene irdische Schmerz klein wurde. Andererseits erkannte Reinhold auch — obwohl dies einem nüchternen Denker vordergründig als Widerspruch erscheinen mochte —: Jeder Augenblick des irdischen wie des jenseitigen Lebens war wichtig, nichts ging im Gedächtnis der Ewigkeit verloren, sondern alles blieb in ihm aufgehoben. So gesehen wurde keine Anstrengung und Mühe jemals wertlos, kein Leiden zur Bagatelle. Für die Liebe zählte jede Sekunde, sie konnte nicht etwa deshalb auf das Mitleid verzichten, weil der Schmerz nur „vorübergehend“ auftrat. Doch die zukünftige Glückseligkeit konnte helfen, getrösteter durch das Leid hindurchzukommen.

Reinhold sah nicht nur den Lauf der Weltgeschichte, sondern auch sein eigenes zukünftiges Schicksal. Oder erblickte er bloß Möglichkeiten, sah er, was sich ereignen konnte, aber nicht mußte? Wie auch immer, ich als Berichtschreiber hätte so gerne niedergeschrieben, was Reinhold geschaut hatte, doch auch dies ist mir verwehrt; denn zu der Zeit, als er es mir mitteilen wollte, war es seinem Gedächtnis entschwunden. Nur einiger weniger Einzelheiten erinnerte er sich noch, doch gerade diese wollte er für sich behalten und sie nicht einem größeren Kreis preisgeben.

SIE und *ER* traten wieder aus Reinhold heraus, und der Blick in die Zukunft endete. Was hatte er nicht alles hier oben schon erfahren. Das Schicksal der Menschheit und einzelner Menschen, den Sinn des Daseins, Helligkeiten und Dunkelheiten … Da hörte er in sich die Frage der *BEIDEN*, die wichtige Frage, die, wie er jetzt erkannte, noch unbeantwortet geblieben war, sich noch gar nicht gestellt hatte, die für ihn selbst doch so entscheidende Frage: „Und *DU*?“ Und ich, wiederholte Reinhold die Frage in sich, wie sieht es mit mir aus? War in mir mehr Licht oder mehr Dunkelheit? Und er erzitterte innerlich: Was, wenn in mir der Schatten überwiegt? Werde ich dann in den dunklen Schlund geworfen, oder darf ich hier bleiben? Doch sogleich erfaßte ihn tiefste Ruhe, und vor seinen Augen begann der Film seines eigenen Lebens abzulaufen, in Blitzesschnelle und zugleich in größter Klarheit. Er stand da, wie ein, nein, als ein neutraler Beobachter, und sah sich jede einzelne Szene dieses Films genau an, hörte jeden seiner damaligen Gedanken, fühlte jedes seiner damaligen Gefühle nach, und bei allem, was er da an Erlebtem nochmals in sich vollzog, bei jedem Gedanken, jeder Entscheidung, jedem Wort, jedem Tonfall, jeder Bewegung seines Gesichts, jeder Tat, jedem Mitgehen und Dagegenstehen, bei allem, wo es ihm gegeben gewesen war, so oder so zu handeln, erkannte er, ob es gut gewesen war oder schlecht, Licht oder Schatten, hell- oder dunkelgrau, eher weiß oder eher schwarz, und er fällte als sein eigener Richter über sich sein Urteil. Wieviele Handlungen in seinem Leben gab es, die Reinhold jetzt bereute; stünde er nochmals vor der Entscheidung, sie würde sicher anders ausfallen. Doch das ging jetzt nicht mehr; was vollzogen war, konnte er nicht mehr rückgängig machen. Über andere Taten hingegen freute er sich im nachhinein, da hatte er gut und richtig gehandelt.

Als Vierjähriger etwa, da hatte er einmal auf einer Kirmes von einer fremden älteren Dame, die ihn „putzig“ fand, Zuckerwatte

geschenkt bekommen; seine jüngere Schwester hingegen ging leer aus. Sein erster Antrieb war, die Süßigkeit für sich alleine zu behalten, doch dann überwand er sich und gab dem Schwesterlein die Hälfte ab. Er hatte verzichtet, um Freude zu bereiten. Damals hatte er sich deswegen keine Gedanken gemacht — jetzt wußte er, er hatte gut gehandelt.

Im Alter von elf Jahren hatte er eine Klassenarbeit in Deutsch verpatzt. Es war seine eigene Schuld gewesen, denn er hatte sich, trägheitsbedingt, ungenügend vorbereitet. Als er das Heft mit der schlechten Zensur wiederbekam, war er stinksauer. Auf dem Schulhof sagte er laut zu einem Klassenkameraden, er werde sich für diese ungerechte Behandlung rächen und Säure in das Klassenbuch schütten. In diesem Moment erkannte er erschreckt, daß sein Deutschlehrer hinter ihm stand und seine Racheschwüre gehört hatte. Bei der Lebensrückschau taten Reinhold seine Vergeltungspläne leid. Natürlich waren sie, aus Sicht eines Erwachsenen, lächerlich. Und doch: Dies war ein dunkler Fleck in seinem Leben. Mehr noch: Reinhold erlebte mit, was der Lehrer damals empfand, als er die Zornesworte des Schülers mitanhören mußte. Reinhold war nämlich — was er auch wußte — sein Lieblingsschüler gewesen, und der Lehrer, der sich um eine gerechte Beurteilung aller bemühte, war enttäuscht, ausgerechnet von seinem Liebling solche Worte hören zu müssen. Um so mehr litt Reinhold jetzt unter seiner damaligen Tat.

Es waren unzählige einzelne Handlungen, oft hunderte täglich, über die er jetzt richtete. Ob er leichtfertig lieblos gewesen war, gedankenlos andere in mißliche Situationen gebracht hatte; ob er mit einer Notlüge einen Freund schützen oder einen Nachbarn, der ihm unsympathisch war, mit Worten verletzen wollte; ob er aus Trägheit heraus seinen Eltern nicht half; ob er eine erforderliche Klarstellung unterließ, indem er sich vor sich selbst schnell auf seine „angeborene" Feigheit berief, oder ob er freiwillig unbezahlte Überstunden machte, um einen kranken Kollegen

zu entlasten; ob er gerne gab, wenn er jemanden in Not sah; ob er versuchte, sich seine Schwächen einzugestehen und an ihnen zu arbeiten; ob er sich darum bemühte, seine Gedankenlosigkeit in Grenzen zu halten: Über all dieses und noch viel mehr fällte er jetzt Urteile, alles bezog er in die große Schau seines Lebens mit ein, bedauerte seine Taten, oder freute sich an ihnen, zumal da er gewahr wurde, wie diese auf seine Mitmenschen gewirkt hatten und was er bei sich selbst angerichtet hatte.

„Und insgesamt?“ hörte er in sich die Frage. Insgesamt! Mit einem Blick überschaute er sein Leben, meist war es grau, gelegentlich auch dunkelgrau, doch niemals tiefschwarz; er sah auch helle Bereiche, zum Glück mehr als dunkle, doch niemals in reinstem, strahlendstem Weiß. Ein Leben, wie es wohl viele Menschen führen, vielleicht sogar die meisten, ging es ihm durch den Kopf. Im großen und ganzen ein einigermaßen anständiges Leben, sicher nicht heiligmäßig, aber auch nicht satanisch.

„Hast du nicht etwas übersehen?“ fühlte er plötzlich einen Gedanken von *IHR*. Und sofort kamen ihm die letzten Tage seines Erdenlebens vor Augen. Sie neigten gefährlich zum Dunklen hin. Sogleich sah er Anna. Er erlebte wieder, was sie beide vor kurzem durchgemacht hatten. Anna litt. Sie litt furchtbar, weil er sie drängte, ihr Kind „wegzumachen“, abzutreiben, zu töten. Reinhold fühlte ihr Leiden, wie sie es gefühlt hatte. Er konnte sich vor sich selbst nicht freisprechen damit, er habe von ihrem Leiden nichts gewußt. Er hatte es sehr wohl gewußt und gefühlt, aber er hatte dieses Wissen beiseite geschoben und bestimmen wollen, was am besten für Anna und die Liebe sei.

In diesem Moment trat sie wieder vor Reinholds Augen, so, wie es ihr gerade auf der Erde erging. Sie lag immer noch auf der Intensivstation und befand sich weiterhin in Lebensgefahr. Aber irgend etwas hielt sie am Leben. Da erblickte er auf einmal, in ihrem Körper, ihr schlagendes Herz. Er sah, daß innerhalb ihres Körpers ein zweites Herz schlug, schneller als ihres: das Herz

des Kindes. Und Reinhold erkannte: Anna wollte leben, um des Kindes willen, und um seines, Reinholds, willen.

Keinen Augenblick zögerte er. Was er wollte, wußte er. Nur wußte er nicht, ob es möglich war.

„Ja,“ hörte er in sich die Gedanken von *IHR* und *IHM*, „wie du es wünschst.“

10. Zurück

Reinhold wachte auf, noch ganz benommen. Wo befand er sich hier? War er durch ein weiteres Tor in eine weitere Sphäre gelangt?

Um ihn herum sah alles verschwommen aus. Er schloß wieder die Augen, das Sehen strengte ihn an. Erst ein wenig Ruhe gönnen und Kraft sammeln. Allmählich wurde ihm klar, daß er zuvor in tiefer Bewußtlosigkeit gelegen hatte und soeben aus der Tiefe aufgestiegen war. Er versuchte, seinen Körper zu bewegen, es fiel ihm schwer. Aus seiner Brust drang ein Seufzer. Da hörte und fühlte er, daß jemand zu ihm trat. Wieder öffnete er die Augen. Über sich erblickte er das freundliche Gesicht einer Krankenschwester. —

„Wissen Sie, wieviel Glück Sie gehabt haben?“ Der Arzt schaute ihn ernst an. „Mehrfach glaubten wir, es würde uns nicht gelingen, Sie zurückzuholen. Danken Sie Gott! Es ist geradezu ein Wunder, daß Sie leben, nachdem Sie so viele Minuten lang eigentlich tot gewesen waren.“ Der Professor erzählte Reinhold noch viele Einzelheiten; er hatte große Blutverluste erlitten, sich mehrere Knochen gebrochen, war tagelang im Koma gelegen …

Das alles war ihm fast gleichgültig. Reinhold lag im selben Krankenhaus wie Anna, daher fragte er nach seiner Freundin. Es gehe allmählich aufwärts mit ihr, erfuhr er von dem Arzt, und das Kind habe durch den Unfall keinen Schaden erlitten.

„Ich weiß“, sagte Reinhold. Um sich herum sah er erstaunte Gesichter.

Selbstverständlich gelang es ihm noch nicht, aufzustehen. Doch seine Heilung schritt mit unglaublicher Schnelligkeit voran.

Die Nachtschwester wollte rechts und links von seinem Bett geheimnisvolle Lichter erblickt haben. Natürlich glaubte ihr kein Mensch.

Schon wenige Tage darauf saß Reinhold an Annas Krankenbett. Behutsam legte er seine Hand auf ihren Bauch und lächelte.

„Laß uns gemeinsam durch das Leben gehen", flüsterte er ihr zu. „Solange, wie es uns geschenkt wird. Zu dritt, oder auch zu acht, so wie es kommt. Und dann, wenn wir nach und nach die Erde verlassen, werden wir uns wiedersehen, oben, in unserer Heimat."

Anna legte ihre Rechte auf seine Hand. Sie verstand ihn.

Auch an ihrem Bett hatte die Nachtschwester ein überirdisches Leuchten gesehen.